



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Geschichte der neuern Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt von Dr. Richard Falkenberg, Privatdozent an der Universität Jena. Leipzig, Veit u. Co., 1886.

Ein starker Band von beinahe 500 Seiten. Das Buch ist sehr sorgfältig und fleißig gearbeitet und zeichnet sich durch unparteiische, leidenschaftslose Darstellung der verschiedenen Richtungen in der Philosophie aus; der Verfasser tritt weniger als entscheidender Richter, denn als Historiker ohne bestimmte Farbe auf. Für Studenten der Philosophie wird das Buch ohne Zweifel sehr nützlich sein, auch ist es ein sehr zweckmäßiges Nachschlagewerk.

Ein neuer Paulus. Immanuel Kants Grundlegung zu einer sicheren Lehre von der Religion, dargestellt von Dr. Heinrich Romundt. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, 1886.

Der rastlos fleißige, energische Verfasser giebt uns hier die Darstellung von Kants Religionslehre, gestützt auf seine frühern Arbeiten, welche die Darstellung der Kritik der theoretischen und der praktischen Vernunft enthielten. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist keine leichte; sie erforderte jedenfalls den ganzen sittlichen Ernst, die ganze unermüdlige, nach Wahrheit strebende Kraft des Verfassers. Daher kann freilich auch der Leser nicht ganz leicht den strengen Gedankengang verfolgen. Aber bei Aufwand einer geringen Mühe wird jeder Leser, dem es um die wichtigsten und heiligsten Interessen der Menschheit ernstlich zu thun ist, durch die Lektüre des Buches nicht sowohl Genuß als Belohnung und reiche Belehrung finden. Der Verfasser hat schon in seinen frühern Werken den Standpunkt vertreten, daß der echte Gehalt der Kantischen Kritiken von den deutschen Philosophen unsers Jahrhunderts falsch aufgefaßt und entstellt worden sei, sodaß heutzutage erst nach und nach das reine Gold aus jenem tiefen Schacht der Weisheit wieder hervorgeholt werden müsse. Und wir haben ihm zum größten Teile Recht geben müssen. In dieser Arbeit beschäftigte er sich mit Kants Schriften über Religion, besonders „Von radikalen Bösen in der menschlichen Natur in der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft,“ (1792, 1793); den „Metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre“ (1797) und einigen kleineren Aufsätzen, und behauptet mit großem Nachdruck, daß auch hierfür weder Philosophen noch Theologen bis in die neueste Zeit das wahre Verständnis gefunden haben. Der Sinn des Ganzen ist in dem Titel ausgedrückt „Der neue Paulus,“ d. h. Romundt stellt den Inhalt der Religionslehre Kants so dar, daß von ihr aus eine wesentliche Erneuerung und Befestigung der reinen evangelisch-christlichen Lehre stattfinden könnte und müßte, wozu bis jetzt noch kaum der Anfang gemacht ist. Seine Polemik gegen die nachkantischen philosophischen Systeme ist, wie man bei ihm erwarten konnte, sehr scharf, zuweilen sind seine bildlichen Vergleiche grob zu nennen; aber es ist bei aller, vielleicht etwas gesuchten Derbheit nicht zu verkennen, daß der Verfasser nicht auf Befriedigung seiner Raustlust, sondern auf möglichst drastische Widerlegung derjenigen ausgeht, die er für Gegner des Guten und Wahren halten muß. Es wird sich ja zeigen, ob die Betroffenen stillschweigend alles hinnehmen werden. Jedenfalls verdient das Buch die aufmerksamste Beachtung.

Der Einfluß der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigentums.
Von Ludwig Felix. Leipzig, Dunder und Humblot, 1886.

Dieses Buch bildet die Fortsetzung eines vor drei Jahren erschienenen Buches desselben Verfassers: „Der Einfluß der Natur auf die Entwicklung des Eigentums.“

Als wir zuerst den Titel „Entwicklung des Eigentums“ lasen, dachten wir uns den Inhalt des Buches ganz anders. Wir glaubten, es werde eine Darstellung der Entwicklung sein, welche der Eigentumsbegriff im Laufe der Geschichte genommen hat. Eigentum ist nicht immer dasselbe gewesen. Es hat in sehr verschiedenen Formen bestanden. Schon im Laufe der Entwicklung des römischen Rechtes liegen erhebliche Verschiedenheiten. Das Eigentum des ältern römischen Rechtes, welches durch ein- und zweijährige Verjährung erworben, aber auch verloren wurde, war sicherlich in seinen Wirkungen nicht ganz dasselbe wie das Eigentum, dessen Erwerb und Verlust heute an weit längere Verjährungsfrist geknüpft ist. Im Mittelalter herrschten dann noch die mannichfachen Formen getheilten Eigentums, Gesamteigentums u. Es würde von großem Interesse, wenn auch vielleicht recht schwierig sein, zu untersuchen, welchen Einfluß diese verschiedenen Formen des Eigentums auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Völker und Zeiten geübt haben.

Das vorliegende Buch ist nicht eine Geschichte des Eigentumsbegriffs, sondern des Eigentumserwerbs. Mit einer bewunderungswürdigen Belesenheit stellt der Verfasser alle Thatfachen zusammen, welche im Laufe der Zeiten auf den Erwerb oder Verlust von Vermögen Einfluß geübt haben. Es ist viel Interessantes darunter enthalten. Einer eigentlichen Besprechung entzieht sich aber das Buch, wenn man nicht etwa auf Einzelheiten eingehen will, da die mitgetheilten Thatfachen durch die gemeinsame Beziehung auf den Erwerb oder Verlust von Eigentum doch nur in einem ziemlich losen Zusammenhange stehen. Wir können nur soviel sagen, daß der Freund der Kulturgeschichte vieles in dem Buche finden wird, was ihm vielleicht neu und jedenfalls in diesem Zusammenhange noch nicht geboten worden ist.

Die Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. Zwei Bände. Stuttgart, Bohn, 1886.

Mit Mühe und Not haben wir uns durch die zwei umfangreichen (über 900 Seiten umfassenden) Bände dieses ersten Ganghoferschen Romans durchgerungen, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß er, trotz der ausführlichen ästhetischen Apologie, welche der Autor selbst gegen das Ende des zweiten Theiles seiner Darstellung zu Theil werden läßt, ein nach Form und Inhalt gänzlich verunglücktes Werk sei. Den Inhalt, die poetische und sittliche Idee desselben anzugeben, ist bei der Unklarheit des Autors und seiner Handlung gewiß keine Kleinigkeit, man kann sich nur in Vermutungen darüber ergehen, was er darstellen wollte. Zunächst ist es auffällig, daß im Unterschiede von der gesunden Strömung, welche den europäischen und dann auch den deutschen Roman seit einem Menschenalter ergriffen hat (und ihn wesentlich von der Novelle sonderte), dieses Buch kein objektives Bild, sei es einer ganzen oder einer örtlich bestimmten Gesellschaft, liefert. Wohl bewegt sich die Handlung in Berlin und in München, zwei bedeutenden Zentren des deutschen Lebens; aber davon ein Bild zu geben, ist weder beabsichtigt, noch ist es etwa beiläufig nebenbei entstanden. Ganghofers Buch ist deshalb eigentlich kein Roman. Aber noch mehr: als wäre in Ganghofer, der doch wegen seiner Jugend zur allerneuesten Generation zu rechnen ist, ein Mensch aus einer längstverflossenen und Gottlob überwundenen Epoche, der Zeit des jungdeutschen, salonästhetischen, kränklich schöngeistigen Geschmacks, der Zeit der tragischen Künstlernovellen u. dergl. m., nach langem Schlafe aufgewacht, so führt dieser jüngste der Romandichter in eine

Gesellschaft von weltchmerzlichen Dichtern, Musikern, Malern, Schauspielern, deren Seelenleben, um mit Interesse verfolgt zu werden, nur für eine Auswahl von Lesern verständlich sein kann, den meisten aber ziemlich langweilig erscheinen muß. Der Angelpunkt der Handlung ist der Erfolg eines Schauspiels, über dessen Gehalt, Ausgang, Auffassung und Darstellung unendlich lange Debatten geführt werden, die uns schließlich doch zu keiner rechten Kenntnis des vielgelobten Stückes verhelfen können. Indes, diesen anachronistischen und novellistischen Charakter des ganzen Entwurfs außer Acht gelassen, fehlt es der Darstellung der einzelnen Figuren — mit Ausnahme des Frießhardt-Leuthold — und der Führung der Handlung so vielfach an der rechten Kunst, daß auch in dieser Richtung das Lesen dieser überbreiten Geschichte nicht zu den wünschenswertesten Genüssen gerechnet werden kann. Schon ihr Titel mit seinem alttestamentarischen Anklänge ist irreführend; nicht die „Sünden der Väter“ sollte es heißen, sondern weit richtiger: „Die sündigen Väter.“ Denn nach dem Gange der Handlung zu schließen, war es dem Erzähler nicht um die Nachwirkung der Sünden der Väter in die folgenden Geschlechter zu thun, sondern die sündigen Väter selbst sind sein Thema. Er will, übrigens unoriginell genug, den Satz durchführen, daß die sittliche Gerechtigkeit in dieser Welt durchaus ungleich verteilt sei; er will zeigen, wie dieselben Sünden bei verschiedenen Menschen sich verschieden rächen, je nach dem sittlichen Werte des Einzelnen, und zwar im umgekehrten Verhältnisse — eine Alltagsweisheit. Dabei sind ihm künstlerisch nicht die Sünden, sondern die Sünder interessant, was ein fatales Uebergewicht der Charakteristik über die Handlung hervorruft. Die drei Väter, die er aufstellt, haben sämtlich uneheliche Kinder auf dem Gewissen, und zwar alle drei Mädchen, deren Mütter teils gestorben, teils verdorben sind und nicht in Betracht kommen. Alle drei Väter suchen sehnsüchtig ihre ihnen unbekanntem Kinder, zweien gelingt es, diese zu finden, aber gerade als diese die letzten Atemzüge aushauchen. Ganghofers Grundgedanke ging offenbar dahin, einmal — nicht wie es die Franzosen immer thun, indem sie das gefallene Weib fortwährend im Theater und im Roman vorführen — einmal die Folgen der Verirrungen bei Männern darzustellen. Dies geschieht in der Hauptfigur des Richard Albart, eines, wie behauptet wird, genialen jungen Dichters, der sein Lebensglück, die ihm verlobte Jugendgeliebte, wegen einer Verirrung verscherzte, später ins Unglück geriet, aus dessen höchster Not ihn eine unerwartete reiche Erbschaft rettete, die er im Dienste der größten Mildthätigkeit verwendete, und schließlich, nachdem sein Kind ihm gestorben ist, kommt er doch in den Besitz seiner Braut. Ganghofer mußte bald einsehen, daß das Geschlechtsleben nicht die ganze Existenz des Mannes so sehr bedinge, wie die des Weibes; daß die Entwicklung des Mannes von andern Faktoren, zunächst von seinen Berufszwecken, abhängige. So wurde denn sein Buch zu einem Bildungsroman — aber die poetische Kraft Ganghofers reichte dazu nicht aus: wieviel Anstrengungen er auch macht, für seinen Helden zu erwärmen — sie sind vergebens. Gleich kühl lassen uns die meisten übrigen Gestalten des Romans, die Handlung kommt nur schleichend vorwärts und ist an sich selbst uninteressant. Nur der Frießhardt ist interessant. In dieser ganz äußerlich in die Geschichte verwebten Gestalt gab Ganghofer ein auf jahrelangem und intimum Verkehr mit Heinrich Leuthold beruhendes Bild des unglücklichen schweizer Lyrikers. Es läßt sich freilich darüber streiten, ob es geschmackvoll sei, eine so genau nach dem Leben gezeichnete Gestalt — es werden sogar Leutholds Verse wörtlich zitiert und immer als die Frießhardts ausgegeben — in einen Roman aufzunehmen, wo ihr sonst keinerlei historisches Element zugesellt erscheint; auch dies war der Geschmack von vor fünfzig Jahren.

Indes die wenigen Bogen, welche Frießhardt-Leuthold in seinem ganzen moralischen Jammer schildern, sind die einzig wertvollen der beiden Romanbände, und sie allein geben Hoffnung, daß der junge Erzähler sein schönes Talent wieder auf den rechten Weg zu führen imstande sein werde. Und der rechte Weg liegt für ihn dort, wo ihn der Erfolg seiner Leuthold'schilderung weist: in der Wiedergabe des objektiv durch jahrelangen Verkehr genau Erfassten, denn ein schöpferischer Mensch, der aus seinem Inneren heraus Gestalten schaffen kann, ist Ganghofer bisher noch nicht. Sobald er philosophirt, sein Können überschätzt, wird er langweilig. Von der gänzlich verfehlten Form der Darstellung, in der alles als persönliches Erlebnis des Erzählers fingirt wird, von der unendlichen Breite im gleichgiltigsten Detail, von der ungewandten Benutzung von Briefen u. dergl. für den Fortschritt der Handlung wollen wir garnicht sprechen.

Sorathi. Epische Dichtung in zwölf Gesängen von Fritz von Holzhausen. Leipzig, Gustav Brauns, 1886.

Wie weit liegt die Zeit hinter uns, da die deutschen Dichter westöstlich sich in Kaftan und Turban hüllten und in den Märchen von tausend und einer Nacht berauschten! wie ganz andre Bahnen hat seitdem die Literatur eingeschlagen! Selbst der modernen Romantik, der keine Zeit und kein Land zu fern liegen, sind die orientalischen Phantasten zu entlegen, zu fremd geworden. Da kommt es einem wohl mit Recht etwas wunderlich vor, einem Nachzügler aus dem Kreise der Rückert, Schäfer, Daumer, Hammer-Burgstall zu begegnen, wunderbarlich der Versuch, den modernen Leser, der durch die „wissenschaftlichen“ Romane der Archäologen einerseits und der mit starkem Pfeffer nicht sparenden Naturalisten andererseits mehr verdorben als verwöhnt ist, an die üppigen Gestade des Indus zu leiten, wo die Lotusblume in süßer Mondnacht träumerisch die duftreichen Blüten öffnet. Oder — Fritz von Holzhausen ist ein Oesterreicher — wäre es wieder die den österreichischen Dichtern (von Erich Schmidt) vorgeworfene Seltsamkeit, mit ihren literarischen Idealen immer eine Generation später als die Deutschen draußen im Reich aufzutreten? So ganz dem Einfluß der Zeit, im guten wie im übeln Sinne, hat sich Holzhausen allerdings auch nicht entziehen können. Zu seiner recht farbigen und anschaulichen Schilderung eines orientalischen Marktes vergißt er nicht zur Veruhigung der Realisten die Fußnote zu fügen, daß sie sich einer wissenschaftlich-ethnographischen Darstellung anschließen; und das nationale Pathos, welches unsere gesamte zeitgenössische Literatur beherrscht, bricht auch, auf dem seltsamsten Umwege freilich, bei diesem Orientalen durch; der buddhistische Held am Indus hat Kenntniß von der edlern Art zu lieben, die man „dem Germanenvolk fern im Westen nachsagt“ (S. 121). Indes, obgleich wir die Wahl des Stoffes für einen Fehlgriff halten, auch der Handlung mit ihrer echt orientalischen Romantik keinen Geschmack abgewinnen können, insbesondere deshalb nicht, weil sie von keiner sittlichen Idee poetisch geadelt wird, und weil der Zufall schließlich einen ganz unvorbereitet tragischen Ausgang herbeiführt: trotz alledem begrüßen wir in Fritz von Holzhausen ein vielversprechendes dichterisches Talent. Er beherrscht Vers und Sprache mit Geschick und Geschmack, seine Darstellung ist klar und anschaulich, seine Lyrik warm und fern von aller Konvention, sein Humor liebenswürdig, seine Kunst zu charakterisiren ist nicht ohne Tiefe und plastische Kraft. So fehlt nur noch eine glücklichere Wahl im Stoff, und ein ansprechendes Kunstwerk ist geschaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.